

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 29. Dezember 1911. Zweiter (Theil.)

Nummer 20

Halte fest.

Von Wilhelm Raabe.

So viel todtgeborene Blüten von dem Baum im Windhauch schweben, So viel Wünsche, so viel Freuden sterben hin im Menschenleben. Klage nicht, wenn des Frühling's Gaukeln sanft die Blüten niederstreift, Troste, wenn des Sturmes, Blüten in die reichen Äste greift.

Tausend Blüten mögen fallen, tausend Hoffnungen vergehen, Alle Blüten, jede Hoffnung wird der Lenzhauch nicht verwehen; Wehe, wehe, wenn im Frühling schon der Baum in Armut trauert, Ihn im Glanz und Licht des Lebens leeres Herbstgefühl durchschauert.

Blüten, die ein Sauch entführt, laß sie flattern nur im West, Blüte, die dem Weste trotzt, halt sie auch im Sturme fest!

Ins Tiefland verschlagen.

Ein Bild aus dem schottischen Hochland. Von Siegfried Salter.

Seine kleine dürrige Hochlandsheerde weidete an den grünen Hängen der fühligen Vorberge des Ben Ledi, der wie ein selbengepanzertes Wächter an östlichen Zugang zur wildromantischen Trostach steht und mit seinem stolzen Haupte über das herrliche Seenthal hinweg der prächtig geschwungenen Kluppe des Ben Venue grühdend hinüberwinkt. Er war ein kleiner, pudriger Bube und hieß Tom. War er sieben oder fünfzehn Jahre alt? Niemand im Thal wußte es zu sagen. Die einzigen Menschen, die sich je um ihn gekümmert hatten, waren seine Mutter und sein Milchbruder John, der Sohn armer Tagelöhner.

Dieser war von einer Fahrt nach Stirling nicht mehr zurückgekehrt. Er hatte sich unter seiner Majestät Highlanders anwerben lassen und stand in irgend einer Probirgarnison im Unterlande. Jene aber ruhte nun schon seit drei oder vier Jahren auf dem kleinen Gottesacker, der vor dem malerischen Loch Bennacher lag. Seitdem war Tom wild und unbehütet aufgewachsen, bedürfnislos wie die dem fargen Boden entspringende Erla seiner Bergwälder. Ein mittelbiger Landwirth hatte ihm aus gutem Herzen einige Schafe und Ziegen anvertraut. Mit denen zog er nun in den Bergen umher. Waldbeeren wüchsen sein trodenes Brot, und wenn er Durst verspürte, so bot ihm seine große schwarze Ziege einen frischen, nachherigen Trunk — frisch vom Faß.

Auf der Kruppe seines Berges liegt, von der Natur selbst auf eine schmale Rante gestellt, ein wichtiger Felsen: „Samson's putting stone“. Ein Drud mit der Faust, ein kräftiger Athemstoß der Hochlandstürme, die im Frühling und Herbst brausend über die Höhen ziehen, scheinen zu genügen, ihn ins Thal hinabzuwerfen. Aber unbekümmert um die rüttelnde Macht des Sturmwindes und um die staunenden Blicke der Touristen, die unten vorüberziehen, steht er unerschütterter dort oben, genau so ruhig und gleichmüthig, wie zur Zeit, da das Feuerkreuz, die Kriegsfahne der schottischen Clans durch die Thäler getragen wurde, oder da die Scoten vom Frenland her in die Waldwildnis des Hochlandes einfielen.

Hier, unter dem schüßigen Dache des gewaltigen Felsblockes, hatte sich Tom aus verlorenen Felssteinen, düren Ästen und grünem Blätterwerk eine Art Verschlag zusammengebastelt, der ihn gegen die schüßigen Unbilden seiner rauhen Heimath schützte. Wenn dann unten im Thal eine Touristen-Coche gegen Wind und Regenschauer ankämpfte, bemerkten die guten Wälder plötzlich, wie sich droben am Felsen etwas bewegte und, von angenehmen Schauern getipelt, riefen sie: „Der Stein wandt, der Stein wandt!“ Dann schmunzelte der alte Aufscher verschmigt in sich hinein und ließ die Weitsche auf dem Rücken seiner Braunen tanzen, um ja schnell an der gefährlichen Stelle vorüber zu kommen.

Toms Herrlichkeit da oben dauerte nicht lange. Eine hohe Obrigkeit fand eines Tages, daß dieses lustige Verschlag ein gar zu gefährlicher Aufenthalt für den elterlosen Buben sei. Und da es seit der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese ein der eifrigsten ausgebildeten Wälder jeder gefeßelten Obrigkeit bildet, die Menschen aus dem selbstgeschaffenen Eden ihrer Wünsche zu vertreiben, so wurde kurzerhand

betreitet, daß Toms Hütte wegen „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Gesundheit“ zu vernichten sei.

Tom saß mit seinen zerfetzten Lumpen, die ihm von den Gliedern herniederhängen wie die Jottelhaare seinen Ziegen, auf ein Felsstück hingekauert, als die Vollstrecker der irdischen Macht in Gestalt des Konstablers und des Felsbüters nahten, um das öffentliche Aergerniß zu beseitigen. Dide Thränen rollten ihm über die braunen, hageren Kinderwangen, als das stolze Werk seiner Hände zusammengerissen wurde und die Stätte seiner Kinderträume Stück um Stück verschwand.

Das Zerstörungswerk war vollendet. Nun hatte der kleine elterlose Tom auch sein Heim verloren.

Mit wortlos zusammengedrückten Lippen sah er die Männer zu Thale ziehen. Im beständigen Verkehr mit seinen stummen Pflöglingen war er selbst ein stiller, schweigsamer kleiner Mann geworden, der alles, was ihn bedrückte, tief in der kleinen Brust verließ. Erst als die Zerstörer seines Heims aus dem niedrigen Gehölz auf freies Wiesenland hinausstraten, griff er zornig zu dem einzigen Verständigungsmittel, das er im Verkehr mit seinen störrischen Ziegen und Schafen zu gebrauchen pflegte: Er hob einen scharfzahnigen Bergkriftall vom Boden und schleuderte ihn mit wichtigem Würfe nach den beiden Männern, von denen der eine schwer am Kopf verletzt wurde.

Seit dieser Stunde blieb der kleine Tom verschwunden. Am anderen Tage fand man auf einem verlassenen Grabe des kleinen Gottesackers am Loch Tennacher einen seudten Strauß weißblühender Erla. War es der Nachtkau, der ihn geachtet? Waren es Thränen liebenden Gedankens, Zahren eines letzten Lebenswohls, die ihn geneht? Niemand wußte es, und niemand kümmerte es. Im Hochland hat man nicht Zeit, solchen Räthseln nachzuforschen.

Als sich wenige Tage später der „Dianhoe“ zwischen den steilen Felsen des Loch Kaitine leise schaukelnd durch die aufschäumenden Fluthen hindurchpflügte und alles nach Elens lieblichem Eiland hinüberblühte, wo Walter Scotts unferbliche „Lady of the Lake“ einst gewandelt, da zog man aus dem hintersten Winkel des Kohlenraumes einen zerlumpten Jungen hervor, den man bei der Ankunft in Stronachlachar mit einem rohen Fußtritt ins Land jagte. Und als der Glasgower Abendzug an der malerischen Felsenburg von Dumbarton vorbeisauerte und man es schließlich etwas seltsam fand, daß die Thüre des Wälschabteils seit Balloch hermetisch verschlossen geblieben war, so sah man sich entschloß, den Raum gewaltsam zu öffnen, sah man sich einem halberbengerten, halbwüchsigen Burschen gegenüber, den mittelbige Seelen soweit mit Speise und Trank stärkten, daß man ihn an der nächsten Haltestelle aus dem Zuge weisen konnte, ohne sein Gewissen mit einem Kindesmorde zu beschweren.

Glasgow, das schottische London, die Wiege der halben Weltflotte, war in Aufruhr. Die Docks, die sonst widerhallen von dem dröhnenden Pulschlag eines nimmer rastenden Getriebes, lagen verödet. Aber auf den Straßen und Wägen drängte und stautete sich eine vieltausendköpfige wildbewegte Menge. Wutbergerete Gesichter, drohend erhobene Fäuste, wohnen man blühte. Ein dumpfes Murren voll verhaltenen Jornes ging durch die Massen. Das Bettelvolk einer ganzen Welt schien sich hier zusammengefunden zu haben. Schmutzfarbene Lumpen, von Wind und Wetter gerschlitzte, um hageren Frauenschultern gelegte, um sonnerbrannte Männernaden gewürgte Lächer, barfüßige und barhäuptige Kinder und dazu die von Armut und Elend verhärmten Bäue, das alles gab ein erschütterndes Bild von menschlicher Noth. Da fiel es denn nicht weiter auf, daß ein zerlumpter Junge vom Hafen her über die Straße gewankt kam. Scharf musterten ihn die Blicke der knittelbescherten Polizisten, die in dichten Reihen die Bürgersteige säumten.

Wählig ging eine bestirre Erregung durch die dichtgedrängte Menge. Der wuchtige Taktschritt von Soldaten und das dumpfe Gepolter schwerer Räder tönte die Straße herauf. Ein von Militär und Polizei eskortierter Wagenquast naht, der dem verdönten Markt die schwer entbehrtten Nahrungsmittel zuführen soll. Ein einziger Wutbursche aus tausend Reihen durchgellt

die Luft, und im Augenblick ist die Straße von den dunklen Menschenmengen überflutet. Der Polizeinüppel fährt laufend nieder. Aber er ist machtlos gegen diese mit elementarer Wucht herandrängende Menschenfluth, die wildbrütend gegen die Schutzleute anstürmt und sich mit knirschender Todesverachtung vor die Füße der Pferde wirft. Blutige Gesichter tauchen empor und verschwinden, heißeres Schmerzengestöhn schreit auf und verrückt, wie verschluckt von dem toben den Stimmengewirr der entsefelten Menge.

Da erklingen Trompetensignale; ein Zug Highlanders marschirt auf. Hell blühen die roten Jaden und die bunt karrierten Röcke unter der Augulthone. Ein würdiger Herr steht von einem mit vielen Siegeln versehenen Blatte Worte ab, die unterstanden und ungehört in das Stimmengewirr ringsum niederfallen und mit wüthendem Geschrei beantwortet werden.

Aber die Menge weicht nicht. Dichter nur schiebt sie heran. Da tritt der würdige Herr zurück. Ein scharfes Kommando ertönt: die Highlanders schließen sich in zwei lange Reihen auf. Wieder ein Kommando: Die erste Reihe kniet nieder; die nächsten Reine schimmern lebenswarm unter den tarrierten Uniformröcken hervor.

Die Büchsen fahren rassend in die Höhe.

Da durchzittert plötzlich ein heller Freudenruf die Luft, und aus der Menge löst sich ein in Fegen gebüllter halbwüchsiger Bursche. Der hatte mit wachsendem Staunen die Soldaten betrachtet. Durfte er seinen Augen trauen? War das dort drüben, der gerade in der Mitte kniete, nicht sein Milchbruder John? Er mußte es sein — er war's, er war's! Kein anderer hatte so rothe Haare wie John. Nun mußte all das Leid und all die Unbill ein Ende nehmen. All das Bitters und Schwere, was Tom in den letzten Tagen erduldet hatte, war vergessen in der Minute dieses unershofften Wiederfindens, und mit einem Freudenruf und mit der harmlosen Unwissenheit des dummen Hochlandsbuben lief er mitten auf die zielenden Soldaten zu.

Ein aus der Tiefe seines verängstigten Herzens kommendes „John“ entrang sich seinen Lippen. Aber es ertönte in einem schmerzverzerrten Röcheln. Der Anknüpf eines baumlangen Polizisten fuhr laufend auf den Burschen nieder, der da so frech und blind in die Gefahr hineintaukelte.

In demselben Augenblick fuhr der in der Mitte knieende Highlander, wie von einer Feder geschleudert, in die Höhe empor und stürzte sich mit einem mächtigen Satz auf den am Boden liegenden Körper des Jungen, drängte mit wüthendem Fauststoß den Polizisten zur Seite und bettete, heißere Worte stammelnd, den schwer mißhandelten Kopf des Knaben zwischen seinen warmen, nackten Knien.

Und drüber hin, den Schauplatz dieses schmerzlichen Geschehens mit frommer Scheu umfluthend, wie der dürrer, vom Stocco aufgewühlte Wüstenfand eine grüne Dase umfließt, brandte die Straßenschlacht.

John, der Highlander, erhielt strenge Arreststrafe wegen schweren Vergehens „vor dem Feinde“. Tom, der kleine Ziegenhirt, dämmerte im Kranterhaus eine langsamen körperlichen Genesung entgegen. Sein Geist aber blieb unmadet, und als man ihn später in sein Heimathdörfchen zurückführte, als ihm mittelbige Hände droben auf dem Berge unter der steinernen Dede des schwebenden Felsens aus verlorenen Felssteinen, düren Wästen und grünem Blätterwerk eine Art Verschlag zusammenbastelten, da blühte er theilnahmslos ins Leere, und die stolzen Berge des Hochlandes, seine alten, lieben Freunde, sah er nicht.

Da hatte der kleine Tom auch seine Heimath verloren.

Wohhaft.

(Das gnädige Fräulein, nachdem sie einen Blick auf die Visitenkarte des eintretenden Herrn geworfen hat): „Es ist ein Irrthum, ich brauche keinen Gefangenschaft.“

Der Besucher: „Aber die Dame, die über Ihnen wohnt, hat mir doch gesagt, daß Sie einen Gefangenschaftler so gar dringend brauchen.“

Ein Knicker.

„Bata, soll ich heute wieder statt 'n Feldschiff einen Knopp in den Ringelbeutel werfen?“

„Ja, aber nicht eimen, der noch zu brauchen ist!“

Deutschlands neues Gebiet in Westafrika.

Obwohl es länger als ein Vierteljahrhundert her ist, seit ich 1884 und 1885 mit Deutschlands größtem Afrikaforscher, dem Reichskommissar Dr. Nachtigal, das Küstengebiet der jetzt von Frankreich an Deutschland abgetretenen westafrikanischen Gebietsteile besucht habe, so wird eine Erinnerung an diese Zeiten doch um so eher am Blase sein, als sich ja Landschaft und Völkertämme seitdem nicht geändert haben. Ich hatte in des Reichskommissars Auftrag mit den Königreichen des Kamerun = Gebirgs die entscheidenden Schuttpträge abgeschlossen und in den Hauptorten einschließlich des jetzigen Regierungssitzes Bula die deutsche Flagge gehißt, als Nachtigal nach einer Beratung mit dem kommandierenden Admiral Anorr zu dem Entschluß kam, daß wir uns nunmehr dem südlichen Kamerun-Gebiet zuwenden sollten. Zunächst wurde mir noch die für Nachtigals angegriffene Gesundheit sich nicht mehr eignende Sonderaufgabe zuteil, nach einem wegen des bradischen Wassers der dortigen Küstenlagune von Nachtigal geachteten Flußlauf zu fahnden, und es gelang mir die Entdeckung des Njona- oder Moanja- Stroms, den ich bis zu den Neven Du Mon-Fällen besuchte. Dann ging es mit dem Reichskommissar südwärts zum heutigen Spanisch = Guinea, von wo aus wir den jetzt für Deutschland so wichtig gewordenen Muni = Fluß bis weit ins Inn-Land hinein besuchten.

Der Küstengebiet am Atlantischen Ozean zwischen Muni = Fluß und Munda = Bucht, der jetzt von Frankreich an Deutschland abgetreten wurde, ist etwa so lang wie die Rheinreise zwischen Köln und Rotterdam. Häfen sind dort, abgesehen von der später einziehender zu erwähnenden Coris-Bai im Norden und der Munda = Bai im Süden, also abgesehen von Wafstschlachen, die im allgemeinen spanischer und französischer Besitz bleiben werden, nicht vorhanden. Daß trotzdem diese knopp bemessene Küste für Deutschland von nicht zu unterschätzendem Werth ist, wird sich am deutlichsten ergeben, wenn wir kurz auf die politischen Verhältnisse eingehen, wie sie zur Zeit der ersten deutschen Expeditionen hier vorlagen. Während jetzt der Umlauf des Campo = Flusses die Südgrenze Kameruns gegen Spanisch-Guinea bildet, war Deutschland 1885 von spanischen Gebietsansprüchen auf die Festlandsküste zwischen Campo und Muni = Fluß so gut wie gar nicht bekannt. Deutsche sowohl wie die Franzosen hatten dagegen im Batta-Land, am Benito = Fluß u. im zahlreicheren Berra mit den Eingeborenen abgeschlossen, denen zufolge die deutsch-französischen Besitzverhältnisse wie die weißen und schwarzen Taften auf einer Klaviatur gewechselt haben würden. Bei den zwei Verhandlungen, die Nachtigal am 11. August 1884 und dann später noch einmal mit dem Gouverneur Cornut = Gentille von Gabun hatte, kam es dann zu der Vereinbarung, daß während Spaniens Anrecht auf die Küstenseiten Corisico, Groß-Globy und Klein = Globy unangetastet blieb, der Benito = Fluß die deutsch-französische Grenze darstellen sollte. Später wurde dann erfolgreich geltend gemacht, daß Montes de Oro, der spanische Gouverneur von Fernando Po, schon 1886 durch die Reisenden Dr. Dsorio und Tradier-Bulch eine Anzahl alter Verträge auf dem Festlande habe erneuern lassen und dadurch ein größeres Festlandgebiet für Spanien sichergestellt habe. Weitauß am werthvollsten von dem ganzen spanischen Besitz sind die erwähnten Inseln, besonders Klein = Globy, das 1777 mit Groß = Globy von den Portugiesen an Spanien abgetreten worden sein soll, sowie das Corisico, das die Spanier 1843 besetzten. Zur Zeit der deutschen Annexion von Kamerun aber hatte sich selbst auf Globy und Corisico seit vielen Jahren kein einziger Spanier blicken lassen, während der überaus blühende, keiner Obrigkeit unterstehende Handel zum ganz überwiegenden Theil in deutschen und nebenher in englischen Händen lag. Erst 1885 haben die Spanier, von den Deutschen ausgerüstet, ein Kriegsschiff entsandt und auch auf Corisico sowie am Festlande Missionare gelandet. Da nun an der ganzen westafrikanischen Küste zwischen Niger und Kongo die Corisico = Bai für den deutschen Handel nächst dem Kamerun = Hoff am wichtigsten ist, da Klein = Globy, demgegenüber der schiffbare Muni = Fluß von weit her aus dem Innern kommt, als ein durch deutschen Handel blühender Verkehrsplatz ersten Ranges bezeichnet werden kann, so ist es gewiß nicht ohne Be-

deutung, wenn durch den Vertrag mit Frankreich erstens das ganze Spanisch = Guinea ringum von deutschem Gebiet umschlossen wird, und wenn Deutschland zweitens Zugang zum Muni = Fluß erhalten. Hat doch auch Bismard Werth darauf gelegt, daß durch den deutsch-französischen Friedensvertrag von 1871 die Grenzlinie zwischen Luxemburg und Deutschland dagegen vergrößert wurde.

Obwohl an der Küste von Südammerun, von Spanisch = Guinea und von Französisch = Gabun keine solche fürchterliche Brandung entsteht, wie an derjenigen von Togo und Dahome, so bereitet doch immerhin das Landen derartige Schwierigkeiten, daß die durch die vorgelagerte Corisico = Insel vor jeder Brandung geschützte Bucht von Corisico, zu der Deutschland durch den Vertrag Zugang gewonnen haben, bei den Seefahrern besonders beliebt ist. Die Senerie dieser Bucht ist zum mindesten sehr lieblich. Hüßlich bewaldete Hügel treten auf der ganzen Küstenstrecke zwischen der Kronenspitze des Kap St. John und der Globy-Spitze im Süden bis dicht ans Meer heran. Der Hintergrund wird belebt durch einige hohe Berge von abgestumpfter Kegelform, unter denen der Njona-Berg der höchste zu sein scheint. Den Muni = Fluß, dessen Lauf nach dem Abkommen theilweise in deutsches Gebiet fällt, habe ich mit Dr. Nachtigal auf dem Küstendampfer Jan besichtigt, da er bis zur Insel Njona dem billigeren Rothholz geheizt wurde. Weshalb die Franzosen den Fluß Njona-Danger nennen, ist nicht recht ersichtlich, da er bis zur Insel Njona selbst von großen Seebäumen ohne Schwierigkeit befahren werden kann. Fährt man flufaufwärts, so erscheint geradeaus der Gebirgszug der Sierra del Cristal, für den die schönen Formen des die zahlreichen Inseln bedeckenden Waldes einen herrlichen Vordergrund bilden. Nach einiger Zeit verschwinden jene Hügel, die am Unterlauf zu beiden Seiten des Stromes sichtbar sind, und während die Breite immer noch wenigstens eine halbe Meile beträgt, geht es auf weiten Strecken an Mangrove-Dickicht vorbei. Am rechten Ufer sehen wir die Mündung des Mamboni und am linken diejenige des Njona-Flusses. Der eigentliche Zweig unserer Reise war, dem Binnenlandstamme der Jan, deren Gebiet hier bis dicht an die Küste herantritt und deren erstes Dorf wir schon bei der Einmündung des Kongo-Flusses erreichten, einen Besuch abzustatten. Wenn diesen Jan-Völkern hier einige Zeilen gewidmet werden, so geschieht es, weil nach dem Uebereinkommen mit Frankreich einige von ihnen in Zukunft Unterthanen von Deutsch-Kamerun sein werden. Die Küsten Kameruns und Spanisch-Guineas werden von Stämmen bewohnt, die, mit den oft genannten Dualla, Bawiri usw. verwandt, sich dialektisch sehr nahe stehen. Mit den Mpongo oder Gabunese beginnt südwärts eine etwas anders geartete, aber auch zu den Bantu-Stämmen gehörige Küstenbevölkerung. Hinter all diesen handelstreibenden Küstenleuten sitzen nun vermittelst einer Art von friedlicher Kolonisation langsam von Osten her vordringenden Jan, die urwüchsiger, aber auch kriegerischer als die Küstenbewohner sind, und die den Franzosen namentlich am Dgowe recht viel zu schaffen gemacht haben. Vielleicht das interessanteste an diesem auch zu den Bantu gehörigen Binnenlandstamm waren bis vor wenigen Jahrzehnten ihre Armbrüste, die Nachtigal und ich schon durch Minie-Gewehre ersetzt fanden. Für das afrikanische Vorkommen dieser merkwürdigen Waffe, die auch in Europa nur ganz kurze Zeit in Gebrauch geblieben ist, gibt es keine andere Erklärung, als daß der Binnenlandstamm vor etwa 300 Jahren, also zu einer Zeit, als weder Sklavenjagden noch das Handelsmonopol der Küstenvölker das Vordringen ins Innere erschweren, durch die Portugiesen damit vertraut geworden ist. Das europäische Vorbild wurde aber von den Negern schlecht nachgeahmt, und die im Berliner Museum für Völkertunde aufbewahrten Armbrüste der Jan erweisen sich als nur wenig wirksam. Den der Völkertunde der Jan gemachten Vorwurf der Menschenfresserei erachtete Nachtigal nach den von uns eingezogenen Erhebungen für völlig unbegründet. Wir fanden die Leute in kunstgewerblicher Hinsicht weit geschickter als die durch europäische Einfuhr verwöhnten Küstenbewohner und empfingen von ihnen im allgemeinen einen günstigen Eindruck.

Eine im Kap Esterias endende große Halbinsel trennt die im Süden der neuen deutschen Küstenstrecke liegende

Munda-Bucht von jener weiten Gabun-Bucht, an der längs eines Geländes von 4 Meilen Front die französische Kolonialhauptstadt Libreville liegt. Sowohl die Munda-Bucht als auch die größere und in jeder Hinsicht unvergleichlich viel wichtigere Gabun-Bucht werden zunächst am Strande von einem morschtigen Tiefland eingefasst. Dahinter gewahrt man Dörfer, Wald, Faktoreien, Gartenland, Felder und kleine Prärieftreden, sowie schließlich im Hintergrunde hohen Urwald, Nebelbusch und niedrige blaue Höhenzüge. Gegen die Brandung, die im Juli und August am stärksten zu sein pflegt, ist die Munda-Bucht fast besser geschützt, als Libreville, das auch keinen Hafen, sondern bloß eine Reede besitzt, die durch einen ins Meer hinausgebauten Steinbamm verbessert wurde. Libreville, das heute eine für westafrikanische Verhältnisse recht bedeutende und ansehnliche Stadt ist, zählte, obwohl es schon 1842 von den Franzosen besetzt worden ist, während meines Aufenthalts im Jahre 1885 außer der Kommandantur bloß Breterebauer und außer 30 französischen Soldaten nur gegen 100 weiße Anwohner, darunter ein Dutzend Frauen. Fast dicht unter dem Aequator liegend war es damals und ist es trotz starker Steigerung des dem Europäer zur Verfügung stehenden Komforts wohl auch heute noch kein angenehmer Aufenthaltsort. Die dort ansässigen Franzosen waren im Verkehr mit uns Deutschen liebenswürdig, obwohl man ihnen nachsagte, daß sie sich weidlich über die Erfolge und die Unentwählichkeit des trotz aller ungläublichen Zells- und sonstigen Schikanen nicht umzubringender deutschen Handels ärgerten. Seine Bedeutung verdankte das französische Kongo-Gebiet selbst noch lange nach de Brazzas Werken weit weniger dem Kongo als vielmehr dem Dgowe-Strom. Mir ist an diesen beiden Flußläufen besonders das aufgefallen, daß zwar der kleinere Dgowe sich an der Mündung ein Delta gebildet hat, der Kongo sich dagegen, allerdings mit außerordentlich reichender Strömung, in einer einzigen und außerdem nicht allzu ansehnlichen Mündung ins Meer ergießt. Vielleicht war diese verhältnismäßige Unansehnlichkeit der Mündung die Ursache, weshalb die gewaltige Bedeutung dieses Riesensstroms erst so spät entdeckt worden ist. Während der Kongo im Gegenfall zum Mississippi, Laplata an seiner einzigen Stelle seines Unterlaufes einen wirklich großartigen Einbruch gewährt, hat er auch zwischen Boma und Vivi, und mehr noch stromaufwärts von Vivi fast an den Rhein und dann auch wieder an den amerikanischen Hudson erinnert.

Noch möge eines Stroms, und zwar des für das Hinterland von Kamerun wichtigsten Stroms Erwähnung geschehen, den zu erreichen wir unter den wilden kriegerischen Verhältnissen der Annexionszeit, und weil nach einjährigem Herumtreiben im Urwald das Fieber meine Kräfte zu verzehren begann, nicht vergönnt war, von dem ich aber dem Reichskommissar und den Deutschen die erste Kunde bringen konnte. Nachtigal hat meinem Bericht, wie die im Bataqua-, im Batta-Lande usw. aus dem Innern zusammengetrommelten Häuptlinge mir von einem jenseits mehrerer Bergketten der aufgehenden Sonne entgegenströmenden Fluße zu erzählen wußten, eine große Bedeutung beigegeben. Auch war es uns klar, daß dieser Fluß — der Sangha, dessen Ufer jetzt deutscher Besitz geworden sind — kloß ein Zufluß des Kongo sein könne.

Hugo Zöllner.

Während der Jagdaison. „Herr Prinzipal, ich möchte für morgen um Urlaub bitten, eine alte Tante von mir ist gestorben!“

Prinzipal (jovial): „Aber gewiß doch, — wollen Sie nicht vielleicht bei der Gelegenheit meine neue Flinte einschließen?“

Der boshafte Bruder. „Ja möchte nur wissen, warum mich der Herr Mayer noch immer grüßt, ich habe ihm doch einen Korb gegeben.“

„Wahrscheinlich aus Dankbarkeit.“

Schwierig. Kartenlegerin: „Ihr Mann ist Ihnen untreu; Sie müssen ihm auf Schritt und Tritt nachsehen.“

Frau: „Das ist unmöglich — er ist Chauffeur.“

Unbegreiflich. „Dieses großartige Schloß ist mit einer halben Million versichert.“

„Und das steht der Besitzer nicht an?“